



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 148.

Mittwoch, 29. Juni

1927.

(1. Fortsetzung.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elisabeth Dill.

Ein sehr trauriges Kapitel, an das sie nie ohne Krösteln dachte. Mit seinem Ende begann die Auflösung des großartigen Haushalts, das Vermögen schmolz rasch zusammen in den Händen der verschwenderischen Frau. Die letzte Fessel hatte sich gelöst... nun war sie frei, von da ab begann der Verfall.

Mit den Ulfinger Verwandten, denen sich die Mutter nicht unterordnen wollte, mit der Gesellschaft, der Welt. Die Familie zerfiel, die Brüder wurden verteilt, die Mutter heiratete — Anselm, die letzten Bande zwischen Mutter und Kindern lösten sich.

Zwanzig Jahre war ich damals alt, dachte Bianca. Einen Winter hielt sie es in Ufingen aus. Aber sie spürte das Erbteil der Mutter, die Unruhe in ihrem Blut, die Sehnsucht nach Schönheit, Freiheit, Sonne. Nach dem Schnee der Berge, dem brandenden Meer, der wilden Küste und der Ungebundenheit der Freude...

Sie liebte das Gefragtwerden nicht. In Ufingen stand man immer unter geistigem Kuratell. Der Krieg hatte sie davon befreit... Er hatte sie völlig abgetrennt von ihren Verwandten. Ohne ihre Schuld. Sie befand sich gerade bei einer Kusine in Florenz zu Gast... Und da man ja mit Italien so befreundet war, hatte es weiter nichts zu sagen, wo man diesen Krieg abwartete, fanden die italienischen Verwandten. Der Krieg aber, dem vier Wochen Dauer vorausgesagt waren, dauerte vier Jahre. Die Grenzen schlossen sich, ein Zurück gab es nicht mehr. Das Nachspiel war bitter... Sie hatte kein Heim mehr — aber, sie wollte auch nicht mehr zurück. Sie wollte endlich Mensch unter Menschen sein, frei von Zwang und Konvention.

Sie hatte sich durchgeschlagen, wie es ging, mit Geld, ohne Geld, hatte gelebt, wo es ihr gefiel, und hatte die Entdeckung gemacht, daß sie, die sich bisher immer als Internationale gefühlt, sich plötzlich erinnerte, daß sie eine Deutsche war...

Die Apanage wurde aus Familienbesitz bezahlt, das Stammvermögen der Familie hatte auch die verschwenderische Kreolin nicht zu erschüttern vermocht, der Fürst und Senior der Familie, ihr Oheim, hielt seine harte, feste Faust darauf. Und das war gut so. Er war gerecht... auch gegen sie, den Outsider der Familie...

Er verzieh ihr nicht, aber er sorgte für sie. Das Leben hätte anders sein können für sie, glänzend und reich, wenn sie den Vetter geheiratet hätte, den man ihr vorschlug. Er war zwar gelähmt, aber der reichste Fürst des Landes, sie hätte keine Sorgen bei ihm gehabt... Wenn sie „vernünftig“ gewesen wäre... Aber sie war nie vernünftig... schon als Kind, es lag ihr nicht, und sie befand sich so ja sehr wohl...

Ihre Apanage reichte gerade, um sich und ihre Kammerfrau standesgemäß zu ernähren.

Weshalb kam ich überhaupt hierher? Meine Bilder hätte mir schließlich auch Jo vom Speicher geholt... wenn sie die Erben herausgaben... Und das war noch sehr fraglich... Was hatte sie nur in diese Stadt gezogen?

Heimweh, Bianca? Nach was? Nach Familie?... Bewahre. Bin froh, daß ich keine mehr habe... Mama

ist tot; die Brüder? Ach, was sind Brüder?... Die haben ihre Frauen, ihre Kinder und ihre Sorgen, die sind froh, wenn sie nichts weiter von der Schwester hören. Die Gratulation zum neuen Jahr, ein Tulpentorb zum Geburtstag, das war alles, was man voneinander erfuhr. Das Gratulieren war Biancas schwache Seite, Daten vergaß sie meist, oft auch ihren eigenen Geburtstag.

Nein, sie hatte einfach Sehnsucht nach einer traulich erwärmten Wohnung, einem flackernden Feuer, vor dem man sich ausstreckte, einem gedeckten Teetisch...

Nun bog der Wagen nach rechts, die Straße ging bergab... Hier scheinen Berge zu sein. Ein See blinkte zwischen triefenden Bäumen, hoffentlich fuhr er nicht mitten hinein... nein, es ging dran vorbei, ganz dicht am Rande...

Halt... Chauffeur... dort muß es sein... da drüben, wo die Lichter sind. Die Wagenlaterne huschte über vom Herbststurm zerzaustes Gebüsch, niedrige Zäune und kahle Bäume, die unter dem Regenschauer zitterten. Hier und dort schimmerte Licht durch die herzförmigen Ausschnitte der geschlossenen Läden kleiner Einzelhäuser in nahgeregneten Gärten. Man begegnete keinem Menschen hier draußen, kein Hund schlug an... An der letzten Laterne war diese Straße zu Ende, und das Auto hielt mit einem Ruck vor einem dunklen Wald.

„Verwünschte Gegend“, brummte der Fahrer. „Hier ist's auch nicht. Wenn nur ein Mensch käme, den man fragen könnte.“

Er holte wieder seinen Plan hervor, um ihn beim Schein der Wagenlaterne nochmals zu studieren... Es war ein älterer, ziemlich verbrauchter Plan und diese weit vor der Stadt liegende Kolonie war noch nicht darauf verzeichnet.

„Dort geht ein Briefträger“, rief Prinzessin Bianca. Auf einem dunklen Pfad, der sich durch den Wald schlängelte, kam ein Briefträger im schwarzen Regencap angetrabt.

„Hallo!“ Der Mann kam heran und erklärte. Die Straße lag dort, man sah sie schon durch die Bäume... Es war das letzte Haus links.

Das Auto glitt wieder die dunkle Straße herauf, bog in die nächste Straße ein, die mit ein paar Häuschen bebaut war, in deren zerzausten, herbstlichen Gärten die letzten Ästern, die der Herbstwind übriggelassen, vom Regen gepeitscht ertranken.

Waldstraße 2, ein Neubau mit kahlen Fenstern, von einem Brettergerüst umgeben, dann wieder ein dunkles Haus, das noch nicht bewohnt schien, der Gartenzaun lief am Walde hin... nun, Waldstraße 4. In diesem Haus brannte wenigstens im Oberstod Licht. Der Wagen hielt am Gartenzaun, der Fahrer sprang ab und läutete an dem Tor.

Aber in dem Haus rührte sich nichts.

„Ne, wie kann der Mensch sich nur so weit draußen ansiedeln“, sagte der stämmige Mann, dem das Regenwasser von der Lederjoppe troff... „Es ist scheint's niemand zu Hause, dann kann ich Sie gleich zurüdfahren, Fräulein.“

„Läuten Sie nur Sturm“, befahl die Stimme aus dem Wagen.

Und der Mann drückte noch einmal kräftig auf die Klingel.

Nun regte sich endlich was, ein Fenster wurde geöffnet, und eine Frau, die man nicht sah, rief in die dunkle Regennacht hinaus: „Hören Sie doch uff mit dem Zebimmel, die Tartentür steht ja längst offen.“

Der Fahrer stieß die hölzerne Tür auf, und Bianca betrat den verregneten Garten. Die Haustür sprang auf. Sie stieg die enge Treppe hinauf, die mit einem roten Kofosläufer belegt war. In dem Haus roch es nach frischem Holz und Lach.

Oben in der Tür stand eine stämmige, breithüftige Frau, die eine blaue Küchenschürze über den Leib gebunden trug, die Hand auf der Klinke. In der Wohnung hörte man ein Kind weinen.

„Was is denn los? ... Sie machen mir ja den Jungen wach ... Grad war er eingeschlafen ...“ so kommt man doch nicht in een Haus ... Un bei Nacht schon erst recht nicht ... Was wünschen Sie denn?“

Die Prinzessin besann sich jetzt ihres Gottesgnadentums, dessen sie sich zuweilen erinnerte, wenn ihr das notwendig schien, und spazierte, ohne die Hülferin der Schwelle zu beachten, an ihr vorbei in die erleuchtete Diele.

„Ich wäre Ihnen zunächst verbunden, wenn Sie dem Chauffeur die Koffer heraustragen helfen wollten ... Ich bin die Freundin der gnädigen Frau ... Erwartet sie mich nicht? ...“

„Das weiß ich doch nicht“, antwortete die dicke Frau mit dem mürrischen Gesicht. „Ich bin bloß die Amme von dat Kind ...“

„Und Frau Baronin?“

„Is schon seit Mittag in die Stadt gemacht, zur Vermietfrau. Die Köchin is uns heut' in der Früh ausgerückt, die hat sich hier sejrault.“

„Und der Herr?“

„Der kommt nie vor acht heeme ... Uff den kennen Sie lange warten.“

Die Frau stand wie eine Schildwache an der Tür und betrachtete die Fremde im Pelz misstrauisch von Kopf bis zu den Füßen. Sie hatte immer noch die Türklinke in der Hand, während der Chauffeur am Treppenaßatz stehen geblieben war.

„Aber meine Depesche muß doch angekommen sein?“

„Ja, da ist vorhin sowat jekommen ... die liegt drin auf dem Schreibtisch.“

„Nicht geöffnet?“

„Ne, von wem denn? Ja wer mir hüten, Depeschen aufzumachen.“

Das Kind erhob seine Stimme gebieterisch von neuem aus einem ferner gelegenen Zimmer.

„Tott, der Junge, da is er glücklich wieder wach ...“

„Ist das das Kind meiner Freundin?“

„Ja, wat denn sonst für eins?“ Und die Frau entfernte sich ohne Eile, auf ihren dicken Kamelhaarschuhen, nach den hinteren Räumen.

Da niemand in diesem Hause Anstalten machte, sie zu empfangen, ergriff Prinzessin Bianca selbst die Initiative und betrat das große Wohnzimmer, wo eine grün beschirmte Lampe brannte. In einem sicher eben erst frisch angestrichenen Kachelofen knackte das Holz.

Die hatten ja hier noch Ofen! Und Gasbeleuchtung! In welches Hinterland war sie geraten.

Die Amme erschien sofort wieder, das Kind hatte sich beruhigt.

„Helfen Sie mir mal ablegen ... Haben Sie ein Paar warme Hausschuhe da ... von der gnädigen Frau? Sie brauchen keine solchen Augen zu machen ... Dann stellen Sie diese Tulpens ins Wasser und tun Holz auf das Feuer, es ist am Niederbrennen ... und dann rasch heißen Tee. Aber mit kochendem Wasser gemacht, verstehen Sie? Ich merke sofort, wenn's nicht gekocht hat ... und etwas Zitrone für meinen Hals ...“

„Vielleicht sonst noch etwas?“ fragte die Frau pazig, ohne sich zu rühren.

Der Pelz flog aufs Sofa, die Reisemütze hinterher. „Meine Koffer stellen Sie nur auf dem Flur zusammen. Reichen Sie mir mal die Krokodilleberhand-

tasche. Und das geben Sie dem Chauffeur ... Und nun möchte ich mich gern etwas zurechtmachen, von der Reise ... Wo ist das Fremdenzimmer?“

Die Frau brach in ein Gelächter aus.

„Fremdenzimmer! Haben Sie Wortel! ... Fremdenzimmer, dat is abgebaut ... vaskeln Sie ... jaja, die Verhältnisse haben sich bei uns jeändert ... Sie kommen wohl direkt vom Mond oder von da drüben?“ Sie wies mit dem Daumen über die Schulter, wo sie Amerika vermuten mochte ... „aus der neuen Welt, wo jeder seine eigene Villa hat und jeder Arbeiter sein Auto? Wer zu uns zu Gast kommt, der schläft fein auf dem Sofa. Neulich war ein Freund vom Herrn da, dat war sojar een Prinz, der hat dadruß ooch ganz schön jeknarracht. Wenn man drei Stühle dranstellt, un ruhig liegt ...“

„Nicht mein Geschmack, meine Liebe, ich schwärme nicht für Sofas, hasse das Möbel. Wieviel Räume habt ihr denn hier? Ich denke, das ist eine Villa?“

„Eine schöne Villa“, sagte die Frau, indem sie die Ofentür mit dem Schuh zustieß. „Von dem ganzen Haus gehört uns nur der erste Stock ... Das Parterre ist vermietet, die Herrschaften sin bloß noch nicht ingezogen ... Zwei Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer, die Küche und 'ne kalte Manjarde, wo die Köchin schläft, und Schlaf.“

„Und wo wohnen die jungen Leute?“

Die Frau beschrieb mit der Hand einen Kreis ... „Hier ... in dem einzigen Zimmer wird jeseßen, jehohnt und jelebt ... Genügt ooch vollkommen für zwei Personen. Es jibt viele Menschen, die wären froh, wenn sie so 'ne Wohnung hätten ... aber die müssen zu acht in eenem Kellerloch zusammen schloosen mit Ratten und Mäuse ...“

„Wohin geht denn der Herr so früh morgens?“

„Der? Der jekt um acht uff det Werk, eene Stunde Bahnfahrt und eene Viertelstunde Anmarsch zur Untergrund, aber Dauerlauf ... um acht heim, dann ist er, und oft muß er dann meist nochmal in die Stadt. Den sieht man oft die ganze Woche nicht ...“

„Dann ist wohl die junge Frau viel allein?“

„Ja, natürlich. Wir drei sind immer zusammen und abends sagt sie: Kommen Sie herein, Auguste, und setzen Sie sich zu mir, ich bin so einsam, und dann lesen wir die Zeitung, oder sie erzählt mir, wat sie früher im Theater jesehen hat oder id erzähl' ihr wat, ich bin nämlich aus der Mark ...“

„Und wo malt die gnädige Frau denn?“

„Wo se wat macht?“

„Wo sie ihre Bilder malt? Oder hat sie kein Atelier mehr?“

„Wat soll se nicht mehr haben?“

„Na, ein Zimmer mit Staffelei.“

„Ne, sowat jibt et hier nicht ... Wir haben noch einen Salon, aber det is en Eiskeller.“

Sie stieß die Tür auf zu einem kalten, dunklen Raum. „Da kann man sich nicht rühren vor Möbeln, da haben sie alles zusammenjestellt, wat überflüssig in dem Haus war ... Und in der Manjarde hängt die Kinderwäsche. Die besorg' id ganz alleene. Aber den Haushalt kann id nicht ooch noch machen. Da muß wieder 'ne Köchin her ... Wenn nur eine rauskommt, das is die Frage“, schwachte die Frau weiter, vor dem Feyer knieend, das sie anfauchte.

„Unsere gnädige Frau is jart, die kann ja ein Kind nicht nähren ... Die Herren Ärzte wollen's zwar partout, weil's jesund sein soll, na, da hat sie sich denn zwei Monate rumjekaßt und der Kleene wurde und wurde nicht jatt ... bis die Hebamme det richtige Wort jesprochen hat, und da holten se mich ... Ja hab' schon viere uffgezogen, alles stramme Jungens — — — Aber unsern müßten Sie sich ooch mal ansehen, nur nicht jekt, wo er glücklich wieder schläft.“

„Ist dies denn das einzig bewohnte Haus in der ganzen Straße?“ Die Prinzessin wärmte sich die Sohlen am flackernden Feuer.

„Sawoll, nur Wald, wohin Se gucken ... Nur Beeme ... man kann hier stundenlang mang die Kiefern loosen ... Am Tag is det ja ganz scheene, aber abends, da jrusefts einen ...“

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfefferkuchenherz.

Von Elise Bus.

Gestern hat mir mein kleiner Vetter ein Pfefferkuchenherz geschenkt. Ganz ohne Vorjah, aus blauem Himmel. Während wir mit dem Auto Besorgungen machten und die drohend erhobene Hand des Verkehrsbeherrschers fast abgerasteten, sah ich ein lodendes Kuchenbäckchen. Mein kleiner Vetter sah es auch. Er ist sehr für Kuchen. Für alles, was süß zu sein scheint. Er stoppte, und wir fielen dem blonden Kuchenbäckchen fast in den Laden. Und während ich Torten aussuchte, machte der Junge sein treuherrigstes Gesicht, fischte sich ein Pfefferkuchenherz und häutete es mir bedenkungsvoll an den Mantel. Ich lächelte zerstreut und bedankte mich. Und vergaß das Herz. Aber seltsam: so ein Herz hat eben ein ganz besonderes Format, es läßt sich einfach nicht überleben. Ich fiel auf, man sah sich nach mir um, man blieb stehen. Für einige Minuten schien ich die erfolgreichste Frau der Stadt zu sein. Dann sahen wir wieder im Wagen und fuhren weiter. Später betrat ich ein anderes Geschäft. Nach zwei Minuten freute sich das ganze Personal. Ich bemerkte: das galt mir. Ich sah an mir herab: richtig, da hing ja noch das Pfefferkuchenherz, braun, schön glasiert, mit roten, blauen und gelben Schnörkeln und zwei brennenden Herzen aus Zuckerguß geschmückt. Eines war größer als das andere, und sein Feuer umloderte das kleinere, ein wenig windschiefe Herzchen. Um den Rand liefen weiße Buchstaben; erst jetzt las ich, was sie sagten: „Wir — lieben — uns.“

Nun ergriff die allgemeine Heiterkeit auch mich. Schau an, mein kleiner Vetter... Deine goldenen zwanzig Jahre erlauben sich einen netten Scherz mit mir! Und doch, war dies nicht ein wenig wie Erlebnis, wie ein ganz kleines Abenteuer, ungewollt, aber gern gesehen? Um mich herum lächelten die Leute. Alle sahen das kleine Herz, alle laßen die kühne Behauptung, daß wir uns lieben, alle vergaßen einen Augenblick Geschäfte, Ärger und Sorgen und dachten Liebes, Zärtliches und Frohes. Als ich wieder auf die Straße kam, sah mein kleiner Vetter mit rascher Frage auf mich, dann auf das Herz. Ich hatte es nicht abgenommen.

Abends traf ich den Baron in der Bristolbar. Er tanzt fabelhaft Charleston, und trägt einen Londoner Frack, vor dem die Smokingherren neidvoll erblassen. Ich hatte mich sehr darauf gefreut, mit ihm zu tanzen; es gilt in diesem Jahr als letzter Schick, seine Partnerin zu sein. Die Damen bekommen alle lange Hälse und spitze Nasen, und die Herren übertreiben ihre Verehrung ins Maßlose. Ich gebe zu: das Pfefferkuchenherz dachte keineswegs zu einem großen Abendkleid, ich weiß auch nicht, warum ich es mir gleich einem großen Orden angestekt hatte. Aber daß der Baron so gar keinen Humor besaß und mit kritischer Miene etwas von wüßlos und geschmacklos murmelte, verdaß mir die Stimmung. Bis hier war es mir nie so aufgefallen, daß der repräsentative Kavaliere eigentlich etwas töricht war. Unser hübscher Flirt war irgendwie gestört und wurde es immer mehr. Nach Mitternacht sah ich müde und überfättigt von Musik, Sekt und Tanz auf meinem Barstuhl, da trat mein kleiner Vetter in das Lokal. An seinem Arme schaukelte frohgelaut ein reizendes Fräulein, dessen Spitzenkleidchen die schönsten Beine bis über das Knie freigab. Die beiden saßen nicht, sondern tanzten mit viel Hingabe und technisch stilrein Tango. Ich rief den kleinen Vetter an, er hörte es nicht. Da nahm ich das Pfefferkuchenherz und warf es dem Tanzenden mit wohlgezieltem Schwunge zu. Die Wirkung war nicht ganz die, die ich gewollt hatte. Denn seine Dame fing es auf, dankte lächelnd in eine ganz andere Richtung, und hängte es sich um den Hals. Es glitt zärtlich zwischen weiße Seide und eine gestärkte Hemdbrust hinein, zwischen zwei lebendige Herzen drängte sich die gezeichnete Inschrift: „Wir — lieben — uns.“ Nach Beendigung des Tangos vermißte ich das Paar.

Noch einmal sah ich das Pfefferkuchenherz wieder. Diesmal baumelte es abgenutzt und aus der Form geraten auf der Brust meines kleinen Veters, der einer jungen Dame — nein, das war ja gar nicht die Tänzerin von vorhin, sondern eine andere, raffige Erscheinung! — in die Überschuhe haßte. Als er mich gewahrte, machte er wieder mal sein treuherrigstes Gesicht und fragte fröhlich: „Nanu, du auch hier?“ Ich antwortete nicht, sondern betrachtete einen seltsamen, braun-bunten Fleck auf seiner Hemdbrust. Hier schien mir die Stelle zu sein, wo das arme invalide Pfefferkuchenherz der — drückenden Übermacht erlegen war. Der Junge fragte mit liebevollen blauen Augen ganz harmlos, ob er „eben mal seine Dame nach Hause bringen dürfte?“ Ich hatte nichts dagegen. „Mit meinem Wagen? Nur fünf Minuten?“ Hier hatte ich manches dagegen, sagte es aber nicht.

Nach einer Stunde räumte man endgültig die Bar. Die letzten Unermüdblichen schoben sich mit mir auf die Straße, unter ihnen war auch der Baron, der sein Auto zur Ver-

fügung stellte. Ich zögerte noch anzunehmen, indes fing es an zu regnen und ich mußte mich entscheiden, — da endlich kam mein kleiner Vetter zurück. Er entschuldigte sich mit unverständlichem Gemurmel und gähnte herzhaft. Das Pfefferkuchenherz war verschwunden. Der Baron war mit erfrorener Miene zurückgetreten. Ich sah ihn an: er grollte. Ich sah den Jungen an: er gähnte. Das trübe Grau einer Regennacht hatte alles Festliche ausgelöscht und erstickt. Mich fror.

Erst als ich nun selbst am Steuer saß und den starken Motor brummen hörte, wurde mir wieder wohl. In entgegengesetzter Richtung rollte die Limousine des Barons mit meinem schlaftrunkenen Vetter im Fond davon. Ich hatte ihn gebeten, die Fracht richtig abzuliefern, — mochte er das träumerische Geflüster erraten, mit dem der Junge sich von mir verabschieden wollte: „Wir — lieben — uns.“

Ich fuhr auf dem großen Gang und gab Gas. Der Wagen flog. Wir wurden warm, wir beide, mein Auto und ich, wir tobten uns aus in dieser Stunde, da Nacht und Tag sich die Hand reichen, wir vergaßen Erlebnisse, die fast ein Abenteuer hätten sein können und noch nicht einmal ein Erlebnis wurden. Unser Herzschlag war wieder beschwingt und tastet und sehr selbstbewußt. Und nach einer Stunde wurde ausgekuppelt und gebremst und ins Bett gegangen.

Schon auf dem Trittbrett stehend, klopfte ich der treuen Maschine anerkennend die Haube, so, wie man seinem Gaul nach schönem gestrecktem Galopp den Hals klopfte: mit einer Liebeserklärung. In diesem Moment fühlte ich, wie mein Fuß auf etwas trat, es zertrat, wie etwas zerbröckelnd auf den Betonboden der Garage hinabfiel — es war das Pfefferkuchenherz!

Kreuzwort-Rätsel

1		2		3		4		5		6
		7		8		9	10			
	11		12			13				14
15		16		17					18	
	19		20		21			22		
23			24			25				26
			27							
28	29					30				31
	32			33		34		35		
36			37			38		39		40
			41					42		
		43				44				
45					46			47		

Wagerecht: 1. Blutgefäß. 3. badisches Städtchen. 5. Vogel. 7. Körperteil. 9. Fieberstadt. 12. Wirbelsturm. 15. russische Gemeinde. 17. Gebirgshütte. 18. Landbaune. 19. Schicksal. 21. Gebräu. 22. Schiffsinstrument. 23. Glücksspiel. 25. weiblicher Vorname. 27. Vaden für alles. 28. Vermittler. 30. abgekürzte Bezeichnung einer Großmacht. 32. Beteuerung. 33. Münze. 35. Teil des Dramas. 36. bayerischer Fluß. 37. Schmutz. 39. belaische Stadt. 41. indische Stadt. 43. sibirischer Fluß. 44. Fluß im ehemaligen Deutsch-Ostafrika. 45. Hirschart. 46. Filmfirma. 47. rhythmische Bewegung. — Senkrecht: 1. biblischer Name. 2. Titel. 3. Glühlampe. 4. menschliche Siedlung. 5. künstliche Sprache. 6. Salt! 8. Beifallsbezeugung. 10. Gedichtart. 11. Gewicht. 13. deutsche Stadt. 14. Bediente. 16. Getränk. 18. Insel. 20. Lebensstellung. 22. Ort eines deutschen Riesenunternehmens. 23. abgekürzter weiblicher Vorname. 24. geographische Bezeichnung. 25. Landschaft. 26. Vorkfahr. 29. Schweizer Stadt. 31. männlicher Vorname. 33. deutscher Dichter. 34. weiblicher Vorname. 36. ebenfalls. 37. Naturgottheit. 38. Morgenröte. 40. Körperorgan. 41. Säugetier. 42. ägyptische Göttin.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels in Nr. 142: Wagerecht: 1. Ufo. 4. Sou. 7. Adler. 9. Kirche. 10. Messe. 11. Asten. 13. Zobel. 15. Nagen. 17. Rogen. 20. Cherub. 21. Ratte. 22. Glase. 24. Efel. 25. Eleve. 26. Ali. 27. Arm. — Senkrecht: 2. Sachsen. 3. Ode. 4. Sem. 5. Oregon. 6. Linje. 8. Ofen. 11. Auriß. 12. Rabob. 13. Zeder. 14. Linde. 16. Meile. 17. Ruzel. 18. Ratter. 19. Stier. 23. Eli. 24. Eva.



Pechvogel auf Reisen.

Er reist mitten zwischen Glück und Unglück. Reines bekommt er voll zu kosten. Weder mit schweren Verbrechen, noch mit allein reisenden schönen Damen macht er Bekanntschaft. Seine Aufmerksamkeit ist voll in Anspruch genommen von der Sorge für seine Brieftasche, seinen Koffer, seine Fahrkarte, seinen Kofferschlüssel und seine Uhr. Dazwischenein wirft er ängstliche Blicke auf die Landschaft. Zuganschlüsse sieht er hundertmal nach, erwischt aber trotzdem mit Beharrlichkeit einen, der nur Sonntags verkehrt. In Städte kommt er Montags, wenn die Museen geschlossen sind; an der Grenze erfährt er, daß die für ihn zuständige Poststelle in Nürnberg ist. Niemand zerbricht im Hotel einen Wächter, nur er, weil er von der ersten Minute an jede Unachtsamkeit zu vermeiden entschlossen war. In einem Anflug von Zerstreuung zerfällt er, in der Meinung, es sei ein altes Frambahnbillet, seinen Gepäckaufbewahrungsschein und wirft ihn ins Wasser. Die Folgen sind schrecklich.

Nachts kommt er in ein Hotel, geht noch einmal aus und vergißt vollständig den Namen seines Absteigequartiers, weil er sich merkwürdigerweise mit der Nummer seines Zimmers beschäftigt hat. Er erfährt zu spät, daß die Wildbachflamm eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges gewesen wäre. Zwei Stunden ist er in einem Gasthaus gefessen, das zehn Minuten vor der Wegbiegung liegt, von der aus man einen einzigartigen Blick auf die Gletscher hat. Mit Beharrlichkeit hat sich in seinem Hirn festgesetzt, daß 15 Uhr gleich 5 Uhr nachmittags ist. Das erschwert das Reisen ungemein. Er beschließt, am Samstagnachmittag eine Dampferfahrt zu machen, die in italienisches Gebiet führt. Er bezahlt zwei Franken für den Schein, erfährt aber gleichzeitig, daß das Konsulat, dessen Stempel er braucht, erst am Montag wieder aufmacht. Er weiß nicht, daß es Städte mit zwei Bahnhöfen gibt, die oft sehr weit auseinander liegen. Er nimmt sich eine Bergtour vor, schläft aber ergrimmt weiter, als er draußen den Regen plätschern hört. Gegen zehn Uhr vormittags wird ihm klar, daß das ein Springbrunnen sein muß. In jedem Menschen, der im Zug ein Gespräch mit ihm anfangen will, wittert er einen Taschendieb, in jeder Frau, die ihm einen freundlichen Blick zuwirft, eine gefährliche Person und erinnert sich, obwohl schon vierzig Jahre alt, frampfhaft der guten Lehren seiner Mutter. In plötzlicher Geistesverwirrung wirft er den Hut aus dem Fenster, beißt in seine Zigarre und legt die Bananen — ausgerechnet Bananen — in das Gepäck. In der sicheren Erwartung beständigen Wetters verbringt er die ersten zwei strahlenden Tage in einer Stadt, um am dritten bei strömendem Regen in die Alpen zu fahren. Er bestellt an zehn Orten, die er zu bereisen gedenkt, das Zimmer voraus, obgleich alle Hotels leer stehen und muß sie telegraphisch abbestellen, weil er am ersten Tage den Anschluß verpaßt hat.

In einem italienischen Städtchen macht er sich großartig auf die Suche nach verborgenen Schlemmerstätten, kehrt aber am dritten Tag, nachdem er außer Spaghetti nur das Gegenteil von seinen „Leibspeisen“ bestellt hat, reumütig in das deutsche Hotel zurück. Die Kuckucksnur reißt ihm ausgerechnet in dem Augenblick, wo der Zollbeamte bereits die verborgenen Zigarren übersehen hat. Er liest die Aufschrift „Kein Trintwasser!“ erst, nachdem er seinen Durst gelöscht hat und verbringt eine schlaflose Nacht mit deutlich gefühlten Anzeichen von Cholera. Von dem italienischen Glanz Luganos begeistert, ruft er anlässlich einer Nationalfeier laut „Evviva Italia!“ und vergißt, daß er sich noch auf Schweizer Boden befindet. Er erregt unliebsames Aufsehen. Beim Koffereinpacken freut er sich, wie bequem er diesmal seine Sachen untergebracht hat. Er vergißt, daß seine Hemden fehlen, die er zum Waschen gegeben hat. Nachdem er sich drei Tage gelangweilt in einer fremden Stadt herumgetrieben hat, fällt ihm im Zuge ein, daß sein bester Freund aus der Schulzeit hier seit Jahren seinen Wohnsitz hat. Nachts, endlich vor seiner Wohnung ankommend, muß er bemerken, daß er die Hauschlüssel im großen Koffer verstaут hat, den er als Passagiergut aufgegeben hatte.

Dr. E. K.

Vögt Plakarten!

(Das beste Mittel gegen Reisenerkältung.)

Setzt, unmittelbar vor Beginn der Hauptreisezeit, beschäftigt manchen, der auf Reisen gehen will, die Sorge, ob er auch einen Platz — und natürlich am liebsten einen

Fensterplatz — im Zuge bekommen wird. Das Mitteleuropäische Reisebureau weist darauf hin, daß zu zahlreichen D-Zügen bzw. Kurswagen Plakarten verkauft werden, die bereits drei Tage vor dem Reisetage zusammen mit dem Fahrtausweis ausgegeben werden. Für die 1. Klasse kostet eine Plakarte 2 M., für die 2. Klasse 1 M., für die 3. Klasse 50 Pf. Das sind Beträge, die gewiß jeder Reisende für die Sicherung eines Platzes gern in Kauf nimmt. Wer nicht am Abfahrtsort des Zuges wohnt, kann auch schriftlich die Plakarten zugleich mit den dazugehörigen Fahrtausweisen, bei der amtlichen Fahrkartenausgabe bzw. in den mit der Ausgabe von Fahrtausweisen betrauten Reisebureaus gegen Nachnahme bestellen. Noch ratsamer aber ist es, das am Wohnort befindliche Reisebureau oder die Fahrkartenausgabe des Bahnhofs mit der Beschaffung zu beauftragen (nur in Berlin befassen sich die Fahrkartenausgabenstellen der Bahnhöfe nicht mit der Abgabe von Plakarten). Erfolgt die schriftliche Bestellung ohne ausdrückliche Anweisung, die Plakarten an eine bestimmte Adresse zu senden, so werden sie während der letzten drei Stunden vor Abfahrt des Zuges bei der Fahrkartenausgabe des Abgangsbahnhofs zur Abholung bereitgehalten. Die reservierten Plätze müssen spätestens bis zur Abfahrt des Zuges eingenommen werden, da nach Abgang des Zuges der Wagenbeschaffner anderweitig darüber verfügen darf.

„Griebens Reiseführer.“ Der Grieben-Verlag Albert Goldschmidt legt uns zwei neuen erschienenen Bände seiner Sammlung „Griebens Reiseführer“ vor: „Wiesbaden - Schlagenbad - Langen - Schwabach“, Band 76, 1927, 15. Auflage, mit 5 Karten und einem Grundriß, 2 M., und „Heidelberg und Umgebung mit Schweigen“, Band 38, 1927, 10. Auflage, mit 5 Karten. — Bei dem Bändchen „Wiesbaden“ fällt zunächst die starke Erweiterung des Kartenmaterials um drei neue Karten auf: eine Karte der Reisewege nach Wiesbaden, ein Plan von Schlagenbad und eine Karte des mittleren und westlichen Taunus für die Ausflüge in die weitere Umgebung. Hand in Hand damit geht eine Erweiterung und Umarbeitung des Textes, der sich bis auf die Angabe der Sonntagsrückfahrkarten einschließlich der Gabel- (Wander-) Karten in die nähere und weitere Umgebung erstreckt. — Nicht weniger an Bereicherung bringt die neue Auflage des „Führers durch Heidelberg“. Der Text ist völlig umgearbeitet und nahezu um die Hälfte erweitert worden. Diese Erweiterung wurde nach denselben Gesichtspunkten vorgenommen wie die des Wiesbadener Führers (Angabe der Konsulate, Ergänzungen der Tarife usw.).

„Taschenatlas für Eisenbahnreisende“ mit erläuterndem Text und einem Ortsverzeichnis, herausgegeben von Dr. Ernst Ambrosius und Karl Tändler. (Wien u. Leipzig, Bielefeld.) Wer mit der Eisenbahn reist, und dabei die unendliche Mannigfaltigkeit des Landschaftsbildes an seinem Auge vorbeiziehen läßt, wird gar manchmal die Frage stellen: Wie mag dieser Ort, jener Berg, die Ruine, der Fluß heißen, an denen der Zug vorbeizieht? Wie groß mag der Ort sein, welche Bedeutung hat er im Wirtschaftsleben, was birgt er sonst Bemerkenswertes? In diesen Fragen liegt das verständliche Bestreben, während der Eisenbahnfahrt auch zu sehen, zu lernen, um Land und Volk in seiner Eigenart immer mehr zu erkennen; solchem Bestreben dient in vollkommener Weise dieser, bereits in zweiter, verbesserter Auflage vorliegende „Taschenatlas für Eisenbahnreisende.“ Er stellt in dem großen Maßstab von 1:750 000 dar das ganze Deutsche Reich einschließlich weiterer Nachbargebiete — Holland und Belgien, Nordostfrankreich, die Schweiz, Norditalien, Österreich, die ganze westliche Tschechoslowakei und bedeutende Teile Polens. Natürlich ist es unmöglich, sämtliche Stationen und kleinste Haltestellen zu zeigen, aber es sind alle irgendwie bemerkenswerten dargestellt, besonders die Abweissstellen; Badeorte sind als solche kenntlich gemacht, dazu Schlösser, Ruinen, überhaupt eine Fülle von Objekten, die bei der Eisenbahnfahrt Anlaß geben können zu der Frage: Was ist das, was ich da vom Fenster des Abteils aus sehe? Auf der Rückseite jedes der 71 Kartenblätter ist in kurzem klaren Text zunächst eine knappe Übersicht gegeben über den allgemeinen geographischen Charakter des dargestellten Gebietes. Daran schließt sich eine kurze Darstellung über die auf den wichtigsten Bahnlinien durchfahrenen Gegenden und Ortschaften, mit Angabe der Einwohnerzahlen, der Hauptbeschäftigungen, Industrie oder dergl., wichtigste Sehenswürdigkeiten usw. Ein besonderes Ortsverzeichnis erleichtert die Handhabung.